N. V. 70.

Const. 15. Xr.

L. g.
o.
204

Bip.

[Verfasser:
Conrad Gottlieb Pfeffel.]

Versuch
in einigen
Gedichten.

Franckfurt am Mayn,
bey Johann Benjamin Andreä
1758.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Register.

pag.

1. Der Donner, eine Ode. 5
2. Gedancken von Tod und Ewigkeit, eine Ode. 13
3. Der Mut bei einem beruhigten Gewissen, eine Ode. 20
4. Die allzusehr übereinstimmende Freunde. 24
5. Die Gelassenheit. 27
6. Die Zufriedenheit. 30
7. An * * * bei einer Gelegenheit. 32
8. Die Zeit. 33
9. Auszug aus einer Elegie. 35

10. Trauer Ode. 37

11. Auf eine gewisse Melodie. 42

12. An * * * 44

13. An * * * bei einer Gelegenheit 45

14. Der Tod. 47

15. Ode bei einer Gelegenheit. 49

16. Die Klagen der Circe bei der Flucht Ulysses aus der Insul Aeaea, eine Uebersetzung. 52

17. Uebersetzung einer Stelle aus dem Gresset. 55

18. Die Zukunfft. 56

I.

Der Donner.

Eine Ode.

Die Welt erschrickt, Tyrannen fliehn,
Und suchen zitternd dunkle Grüffte;
Ihr Muth, dem nichts gefährlich schien,
Verliert sich jezt im Schoos der Klüffte.
Wie! ist die Rache zügellos,
Sind die gezückten Schwerder blos,
Die unterdrückte Bürger führen;
Zieht ein gepreßtes Volck in Streit,
Und öffnet die Gerechtigkeit
Nun plötzlich die verschloßnen Thüren?

Verwegne Wachen, eilt herbei,
Auf stillt den Blutdurst im erschlagen;
Wie, wolt ihr nun der Tyrannei
Den ungestümen Schutz versagen!
Was seh ich! eure Lantze sinckt,
Die Furcht, die euern Trutz bezwingt,
Hat euch den wilden Muth benommen;
Wer hemmet plötzlich eure Wuth?
Wer macht, daß ihr nicht grausam thut,
Sind eure Helden umgekommen?

Nein, die Verderber leben noch,
Und die gedrückten Völcker klagen,
Das Mord-Schwerd raucht und würget doch,
Wann sie für banger Furcht verzagen.
Ein Vorwurff ihrer Grausamkeit,
Ein Blut, das ewig Rache schreit,
Muß, auch wann sie verzweifeln, fliessen,
Noch sind die Arme ausgestreckt,
Die, wann ihr Schwerd die Unschuld schreckt,
Mit grösserm Recht ihr Herz durchstiessen.

Wer heißt euch, wann ihr jetzt entweicht,
In dunckele Gewölber fliehen,
In Hölen, die kein Tag erreicht,
Die Nacht und Schatten überziehen?
Für wem verbirgt sich euer Trutz?
Was sucht ihr in den Felsen Schutz!
Laßt mich die hohe Macht erfahren,
Für der sich eure Macht verlohr.
Ich will sie durch ein schwaches Rohr
Der Erde wieder offenbaren.

Verzagte Helden, mercket drauff,
Und sucht der Vorsicht Spuren drunter;
Noch gieng die Sonne feurig auf,
Und Abends wieder prächtig unter;
Kaum ward der danckle Himmel grau,
So muste schon ein heitres Blau
An den gewölbten Bühnen prangen;
Die Düffte hielt der Sonnen-Blick,
Der Abend das Gewölck zurück,
Die Winde nahm der Nord gefangen.

Der heisse Strahl erhitzte nur,
Und keine kühlen Weste hauchten;
Der warme Sud verbrannt die Flur,
Und die verdorrten Berge rauchten;
Der bunten Auen Anmuth wich,
Die welcken Blumen neigten sich,
Und zeugten keine Knospen wieder;
Die Felder borsten für dem Brand,
Ihr letzter Nahrungs-Safft verschwand,
Und schlug der Saaten Hoffnung nieder.

Die Lufft war von den Dünsten schwer,
Die gifftig aus den Sümpfen stiegen;
Der Strom, von seinen Fluten leer,
Ließ weite Ufer trocken liegen;
Das Wild, so für dem Jäger flieht,
Und durstig nach den Quellen zieht,
Konnt kaum die matte Zunge kühlen;
Die Sonne schien der Welt zur Quaal,
Und ließ den heißen Feuerstral
Verschmachtende Geschöpffe fühlen.

Der Vater der Natur erwacht,
Und übersieht den Lauff der Zeiten,
Er ruft dem Wind aus Mitternacht,
Und Wolcken von des Abends Seiten;
Die Dünste schweben in der Lufft,
Die Erde haucht den Schwefeldufft,
Und dieser nähret Feuerflammen,
Die Sonne zieht den letzten Schein
Mit ihren matten Stralen ein,
Der Sturm treibt das Gewölck zusammen.

Die Völcker sehen zitternd drauf,
Und wollen sich aus Furcht verstecken;
Es ziehen schwere Wetter auf,
Nun hat der Himmel schwartze Decken;
Die hellen Blitze leuchten nur,
Die Majestätische Natur
Läßt ihre Donner dumpfig brüllen.
Die Himmel weichen ihrer Macht,
Und Stral und Feuer bricht die Nacht
In Wolcken, die den Tag verhüllen.

Der Tiger brüllt, der Panter flieht,
Und die geschreckten Löwen weichen;
Das Wild, so von den Höhen zieht,
Verbirgt sich unter Strauch und Eichen;
Nun sind die dürren Trifften leer,
Und weiden keine Heerden mehr,
Die mit den blöden Hirten ziehen;
Die Vögel eilen nach dem Wald,
Und suchen einen Auffenthalt,
Wohin sie für dem Wetter fliehen.

Jetzt sencket sich der Nächte Grauß
In dunckeln Decken tiefer nieder;
Die Blitze wirfft der Ausgang aus,
Der Abend giebt sie feurig wieder;
Die Erde schweigt, der Donner spricht,
Die Hagelschwangre Wolcke bricht,
Und deckt das Land mit Wassergüssen,
Die Stürme drohn mit gleicher Wut,
Die Flammen streiten mit der Flut,
Das Licht mit Nacht und Finsternißen.

Dort liegen Städte umgekehrt,
Und rauchen unter Schutt und Leichen,
Der Stral, der feurig niederfährt,
Zerbricht die Gipfel stoltzer Eichen;
Der Strom, der aus den Wolcken fließt,
Und schäumend von den Höhen schießt,
Schwellt in der Thäler Tieffen wieder,
Die Winde blasen stürmisch drein,
Und brechen mit den Fluten ein,
Und reißen Damm und Mauern nieder.

Tyrannen flieht! die Rache wacht,
Und sucht euch in den dunckeln Gründen;
Erzittert für der Blitze Macht,
Die euch im Schoos der Erde finden;
Vergeblich deckt euch Felß und Stein,
Der Donner schlägt am ersten ein,
Wo euch die Klüffte schützen wollen,
Erschrockne Völcker! kommt ans Licht,
Der Abgrund selbst verbirgt euch nicht,
Wann euch die Wetter treffen sollen.

Verlaßt die Wohnung schwartzer Nacht,
Und hört die Donner ruhig toben;
Verehrt die unbegriffne Macht,
Und helft mir jene Vorsicht loben,
Die auch im Sturm und Wetter schützt;
Wann Lufft und Himmel kracht und blitzt,
Und Furcht und Nacht die Welt bedecken,
So will ich zwar der Allmacht Spur
In Wercken mächtiger Natur
Bewundern, aber nicht erschrecken.

Ein Machtwort zieht die Blitze ein,
Die Vorsicht winckt, die Donner schweigen;
Sie heißt den Sturmwind stille seyn,
Und schwere Wolcken aufwärts steigen;
Die Sonne blickt, der Tag erwacht,
Die Lufft ist rein, die Erde lacht,
Und die Geschöpfe dancken wieder.
Quell unerschöpffter Gütigkeit!
Wann deine Rache Flammen speit,
Fällt auch auf uns ein Segen nieder.

--- Ubi detonuit, strepituque exterruit orbem
Purum discussis aera reddit aquis.

OVID.

II.

Gedancken
von Tod und Ewigkeit.
Eine Ode.

Entschlaffne Sinnen, kommt zurück,
Werfft endlich einen düstern Blick
In Ungewißheitsvolle Zeiten;
Der schwache Körper kracht und bricht,
Wir aber überdencken nicht
Die Zukunfft dunckler Ewigkeiten.

Der Mut entfällt, die Krafft entweicht;
Der Augenblick, der jetzt verstreicht,
Hat würcklich unser Ziel verkürtzet;
So schnell fährt unser Leben hin,
Biß uns des Schicksals Eigensinn
In Sarg und finstre Gräber stürtzet.

Der Tod, für dem sich auch zuletzt
Die menschliche Natur entsetzt,
Zerstört doch einst den Bau der Glieder;
So geht des Schöpfers Meisterstück
In sein gewesnes Nichts zurück,
So stirbt der Mensch, und kommt nicht wieder.

Ihr Grüffte! öffnet einen Riß,
Ich will durch Nacht und Finsterniß
Den Rest verdorrter Leichen schauen;
Der Anblick scheinet fürchterlich,
Ich seh mein Bild, ich sehe mich
Im voraus schon nicht ohne Grauen.

Da liegt der Mensch in Asch und Staub,
Die Schönheit ist des Moders Raub,
Der Hochmuth muß die Erde küssen,
Dem Mächtigen gebricht die Krafft,
Dem Weisen ist die Wissenschafft,
Dem Reichen der Genuß entrissen.

Ist das der Mensch, dem alles weicht,
Dem kein Geschöpf der Erde gleicht,
Den keine gantze Welt vergnüget,
Der Mensch, der seiner selbst vergißt,
Und ehe nicht zufrieden ist,
Biß er in Sand und Erde lieget?

So fährt er hin, so hört er auf;
Sein Sorgenvoller Lebens-Lauff
Hat endlich dieses Ziel gefunden;
Er hofft, er wünschet, denckt und sinnt,
Und eh' er einen Schluß verbindt,
So ist sein gantzes Seyn verschwunden.

Soll unser Wesen länger nicht,
Als biß der schwache Körper bricht,
Nur eine kurtze Zeit bestehen,
Und selbst der Geist, der uns beseelt,
Wann ihm die alte Wohnung fehlt,
Ins danckle Reich der Schatten gehen?

Wie, läßt ein Winck, der uns gebeut,
Ein harter Schluß der Ewigkeit,
Die Menschen ohne Hoffnung sterben:
Entdeckt der Schöpfer seine Macht,
Durch die er uns herfür gebracht,
Aufs neu bei unserem Verderben!

Wo ist ein Schluß, der uns beweißt,
Daß der vom Leib getrennte Geist
Sich nicht, wie dieser stirbt, verlieret?
Wo hat uns noch von seiner Krafft
Und von der Seelen Eigenschafft
Ein Weiser deutlich überführet?

Hier spricht Natur und Beyfall, nein,
Die Seele muß unsterblich seyn,
Und auch nach unserm Tod bestehen,
Sie, die ein denckend Wesen ist,
Wird, wann sie unsern Leib vermißt,
Kein Grab in seiner Asche sehen.

Tritt selber auf, verborgner Geist,
Sag, wer dich also dencken heißt,
Und wer dich diese Hoffnung lehret;
Du schweigest, unerkanntes Licht!
Warum wird uns dein Wesen nicht,
Als in der Ewigkeit erkläret?

Nichts bringet diesen Geist zur Ruh,
Er nimmt nur an Verlangen zu,
So lange ihn der Körper bindet;
Gewiß, sein Trieb geht viel zu weit,
Und suchet in der Ewigkeit
Die Ruhe, die er hier nicht findet.

Wär unserm Geist die Denckungs-Krafft
Von GOtt und seiner Eigenschafft,
Und Pflicht und Ewigkeit verborgen;
So würd' der Mensch für sonst nichts mehr,
Als wie er zeitlich glücklich wär,
Und für kein ander Leben sorgen.

Wer bringt uns aber auf die Spur?
Die Allmacht würckt auf die Natur,
Wer glaubt, daß diese trügen solte!
Die Hoffnung ist ja allgemein,
Der Schöpfer müste grausam seyn,
Wann er uns doch verderben wolte.

Zwar seine Macht ist unumschränckt,
Weil alles, was man von ihm denckt,
Die schwachen Sinnen übersteiget,
Wir sehn ihn in der Dunckelheit,
Biß endlich Licht und Ewigkeit
Uns seine Absicht näher zeiget.

O Wesen, dem kein Wesen gleicht!
So wie dich kein Begriff erreicht,
So wie dich keine Sinnen fassen;
So unbegreiflich stell ich mir
Auch wieder deine Güte für,
Du kanst mich nicht verderben lassen.

Mein Glaube baut auf diesen Grund
Und mit ihm will ich alle Stund
Natur und Todes-Furcht bestreiten.
Brich, schwacher Cörper, wann du wilt,
Die Seele, die du eingehüllt,
Wird dich nicht in das Grab begleiten.

Und wann ein ewig Machtwort spricht,
Daß ich die unterlaßne Pflicht,
Im Feuer seines Zorns soll büßen;
So kan es doch nicht ewig seyn,
Zuletzt wird meine Seele rein,
Und wieder Göttlich werden müßen.

III.
Der Mut
bei einem beruhigten Gewissen,
Eine Ode.

Ich wünsche, HErr, zu deiner Ehre,
Daß eine Wahrheit möglich wäre,
Die näher zur Erkäntniß führt,
Damit sie noch die Frevler wüsten,
Und dermaleins bekennen müsten,
Auch diese hab sie nicht gerührt.

Umsonst; bei den verkehrten Sinnen
Wird doch ihr Eindruck nichts gewinnen,
Der Uebertreter sieht nicht drauf,
Die Boßheit lachet ihrer Schlüsse,
Die sind ihr dicke Finsternüsse
Und klären ihren Geist nicht auf.

Ihr, die ihr keine Vorsicht kennet,
Und ewige Begriffe trennet,
Die ein gerührtes Hertz verräth,
Trotzt nicht wie andere Verächter,
Und glaubt, der Himmel ist gerechter,
Als euer freies Dencken geht.

Wann euch wird für der Rache grauen,
So will ich auf die Vorsicht trauen;
Der Arm, der nur die Bösen schreckt,
Der nur die Uebertreter stürtzet,
Ist nicht zu meinem Schutz verkürtzet,
Ist auch der Arm, der mich bedeckt.

So denck ich, wann ein wild Getöne
Am stillen Rand der Hyppokrene
Mich im gelaßnen Dichten stört;
Die Frevler zittern für dem Blitze,
Und bei dem Donnern der Geschütze
Wird ein gesetzter Mut bewährt.

Wann, mit den Pfeilern, die sie stützen,
Erschütterter Palläste Spitzen
In stoltzen Mauern untergehn, *
So kan ihr Fall die Welt erschrecken,
Und eine Hütte, mich zu decken,
Noch länger als ihr Schutt bestehn.

Wann, unter losgelaßnen Stürmen,
Sich nächtliche Gewitter thürmen,
Und Blitz auf Blitz die Schatten bricht,
Daß sich die Furcht im Abgrund rühret,
So weiß ich, wer die Donner führet,
Und Sturm und Wetter schreckt mich nicht.

Wann Fluten, die in stoltzen Wellen
Sich schäumend wissen aufzuschwellen,
Biß sie der Fall zum Abgrund führt,
Sich über Damm und Mauern heben,
So will ich dem die Ehre geben,
Der jedes Element regiert.

* Lissabon.

Wann Tod und schwartze Gräber schrecken,
Und Seuchen, die die Luft anstecken,
Im Würgen unersättlich sind,
Wann Gifft und Pest verzehrend wüten,
So soll mir nichts den Trost verbieten,
Den auch mein Mut im sterben findt.

Wann endlich, auf der Allmacht wincken,
Die ewigen Gewölber sincken
Und fürchterlich zu Trümmern gehn,
Will ich den Grund von meinem Hoffen,
Wann dieser Fall die Welt betroffen,
Im Raum der neuen Zeiten sehn.

Impavidum ferient ruinae.
HORAT.

IV.

Die allzusehr übereinstimmende Freunde eine Uebersetzung aus dem französischen des Herrn LA MOTTE.

Vier Freunde wurden einst gefunden,
Die unter sich das Glück verbunden,
Nur stimmten sie gar selten überein,
Sprach einer, ja, so sprach der andre, nein,
Rühmt einer hier den Glantz von schwartzen Haaren,
So sagten die, so andrer Meinung waren,
Die weißen müsten schöner seyn;
Wann der Gedichte lobt, so sprach der andre, nein,
Gebundne Reden acht ich nicht,
Kurtz, der behauptet das, der andre wiederspricht,

Und

Und dieser angenehme Streit
Verkürtzte ihnen oft die Zeit,
Doch endlich gaben sie, zu hefftig in dem Streiten,
Nicht weiter der Vernunfft Gehör,
Sie stritten einst erhitzt um Kleinigkeiten,
Hier trat der eine auf und rühmt wie schön es wär,
Wann sie ein gleicher Sinn zu gleicher Neigung brächte,
Wann einer, sprach er, wie der andre dächte,
Jetzt lieben wir uns schon, wir liebten uns noch mehr;
Gleich war der Beyfall da, und ohne Ueberlegen
Beschlossen sie die Götter zu bewegen,
Die Triebe, denen man,
Dieweil sie göttlich sind, nicht wiederstehen kan,
Zu fester Einigkeit in ihnen zu erregen;
Apollo nahm die Bittschrifft an,
Ihr Bitten ward erhört, die Götter sprachen, ja,
Und gleich erhielten sie, was sie erbaten,
Daß keiner mehr dem andern wiedersprach,
Nur ja auf eine jede Frag;
Sie stritten nun nicht mehr, wie sie für diesem thaten,
Was einer dacht, das konnt der andre rathen;

Gut, sagten sie, nun ist kein Streit mehr da,
Der schönste Zeitvertreib ist aber mit verschwunden,
Die Antwort ist auf alle Worte, ja,
Wo bleibt die Lust, die wir im Unterreden funden?
Für allzugroßer Einigkeit
Sah man sie unter sich entzweit,
Und Eckel und Verdruß erwachen,
Drum suchten sie sich mit der Zeit
Gelegenheit zu neuem Streit
Und Freunde, die sie wiedersprachen.

V.

Die Gelassenheit.

Gleichgültig sieht ein freies Dencken
Den Unbestand der Dinge an;
Wann andre bloß ihr Schicksal lencken
Und sich zu Sclaven machen kan,
So machen Glück und Zeit
Nicht die Gelassenheit
Des Zufalls Blindheit Unterthan.

Die Ruhe flieht, wann Leid und Klage
In unsrer Brust den Gram ernährt;
Der Thoren Wunsch ist ihre Plage,

Die nie der weisen Schlummer stört,
In keiner Mitternacht
Mit ihren Sorgen wacht,
Noch ihr zufriednes Hertz beschwert.

Stoltz überhebet sie kein Glücke,
Das so geschwind den Rücken dreht,
Und wann ein schmeichlendes Geschicke
Auf ungerechter Seite steht
Bleibt ihre Brust dabei
Von der Empfindung frei,
Die oft ein wallend Blut verräth.

Droht sie ein Unfall zu erreichen,
Den andre zaghafft kommen sehn,
So wird ihr Mut den Cedern gleichen,
Die auch in Stürmen aufrecht stehn;
Gelassenheit in Noth
Macht ihre Neider roth
Und Tugend bey Verfolgung schön.

Wer sich für keinem Vorwurf schèuet,
Der Anspruch auf die Rache macht,
Und seine Brust der Unschuld weihet,
Zu deren Schutz die Vorsicht wacht,
Sieht in gesetzter Ruh
Dem Ungewitter zu,
Biß der versöhnte Himmel lacht.

Quello è vero gioise che nasce
dà virtù dopoil soffrire.
GUARINI.

VI.

Die Zufriedenheit.

Kan dich dann nun ein Sterblicher nicht finden,
Dich, göttliche Zufriedenheit,
Und sucht er nur Begriffe zu verbinden
In Schatten deiner Möglichkeit!

Wie! irrt mein Geist, wann ich von dir gedencke,
Und suche ich ein Nichts in dir,
Stellt dich ein Dunst der süßen Zauber-Träncke
In selbstgewehlten Bildern für!

Der Abend kommt, der Schlummer wiegt die Glieder,
Mit ihren schwartzen Sorgen ein;
Die Schatten fliehn, so muß der Morgen wieder
Der kurtzen Ruhe Störer seyn.

Kein

Kein stoltzes Glück kan meinen Geist vergnügen,
Das neue Wünsche unterbricht;
Tyrannen, so die halbe Welt besiegen,
Besiegen ihr Verlangen nicht.

Eh ich, befreit von Sorge, Furcht und Hoffen,
Der Wünsche Ziel gefunden hab,
So stehen mir schon Sarg und Gräber offen,
Die fordern meine Glieder ab.

Soll ich dereinst, wie hier mein Wunsch vergehen,
Ist das der traurige Beschluß,
Daß ich, wie Durstige, nach Quellen sehen
Und ohngetränckt verschmachten muß!

Nein, der Begriff soll jene Macht bestreiten,
Die Macht, die dich dem Geist bewieß;
Ists keine Welt, so sind es Ewigkeiten,
Wo ich die stoltze Ruh genieß.

VII.

An * * *

Bei einer Gelegenheit.

Fordre nicht den Reitz der Töne,
Deren Ausdruck überführt;
Keine Lieder lauten schöne,
Wo dein Abschied Hertzen rührt;
Zweifelst du bei dieser Klage,
So verwerfe mein Gedicht,
Oder glaube, was ich sage,
Wer dich kennt, vergißt dich nicht.

VIII.

Die Zeit.

Flüchtiger Besitz unverweilender Augenblicke,
Welche uns die gleichflüchtige Zeit erlaubt,
Stunden, die heut der nahende Abend raubt,
Laßt keinen Vorwurf der Reue auf Morgen zurücke.

Führt die erwachten Gedancken dem Aufgang entgegen,
Und stille Betrachtungen der Mitternacht,
Biß die müden Geister einmal ausgedacht,
Und die matten Glieder sich in Gräber schlafen legen.

Jenem Gestade, von fliehenden Wellen berühret,
Bleiben noch gesegnete Spuren zurück,
Wann der Zeiten geflügelter Augenblick
Eilende Fluten den getränckten Ufern entführet.

Wie sich Gedancken in andre Gedancken verlieren,
Wie unsre Hoffnung mit Furcht und Zweiffel ringt,
Und ein Wunsch den andern aus der Brust verdringt,
So wechseln Stunden, die uns der letzten näher führen.

Kein Aufgang verspricht, daß sie nicht der Mittag entdecket,
Kein Abend verbürgt sich für die Mitternacht;
Manchen, dem die untergehende Sonne lacht,
Hat kein Morgenroth aus dem ewigen Schlaf gewecket.

Tage der Jugend, von Weisen im Alter gepriesen
Findet der Morgen auf den Abend bereit;
Thoren beklagen einst in der Ewigkeit
Daß sie den Tod an unerlebte Tage verwiesen.

---- Heureux dans sa jeunesse
Qui prevoit les remords de la sage vieillesse
Et commence ses jours comme il veut les finir.
RACINE.

IX.
Auszug aus einer Elegie.

In Thälern, wo ein zitternd Licht
Mit unentwichnen Schatten ringet,
Und doch aus meinem Hertzen nicht
Das Bild der ew'gen Nacht verdringet,
Dort, wo mich niemand klagen hört,
Noch in dem stillen Trauren stört,
Läßt sich mein Wunsch bey Gräbern nieder;
Wie oft rief er nicht Ihnen zu:
Wo seyd ihr, Freunde meiner Ruh,
Wann gebt ihr meinen Staub dem Schoos der Erde wieder?

Wie nach gebrochner Mitternacht,
Ein Bild erwachter Morgensternen
Dem Aufgang froh entgegen lacht,
So grüß ich euch in offnen Fernen;
Kein Grauen in geschwärtzter Lufft,
Kein Abscheu für der duncklen Grufft.
Wird mir den Mut im Tod benehmen,
Und wann des Würgers bleiche Hand
Den Pfeil ergreifft, den Bogen spannt,
So soll ihn mein Triumph bey seinem Sieg beschämen.

X.
Trauer Ode.

Ists möglich, Selimene!
So höre meine Töne,
So hör die Stimme in der Grufft,
Die deinen Schatten ruft;
Verzeihe meiner Liebe
Die ungestümen Triebe,
Noch blutet ja mein Hertz um dich,
Ists möglich, höre mich!

Dringt durch geschwärtzte Lüffte
Mein Ton in öde Grüffte,
So ruf mir noch aus jener Ruh
Ein Wort von Liebe zu;
Kan dir der Todt verwehren,
Mich und mein Lied zu hören,
So stell ich meine Klage dir
Auch ohne Lieder für.

Fängt aber kein Empfinden,
Das dich mit mir verbinden
Und dort auf Geister würcken kan
In andern Welten an,
Ist dir, was mich kan kräncken,
Nicht möglich zu gedencken,
So laß dir meinen Gram allein
Wie eine Ahndung seyn.

Umsonst! Sie hat indessen
Bei traurigen Cypressen
Und in des ew'gen Schlummers Nacht
Nicht mehr an mich gedacht;
Kein Mittleid, keine Reue
Erinnert sie der Treue,
Die einst mein Hertz, wann's möglich ist,
Auch nicht im Tod vergißt.

Ein zwingendes Geschicke
Hält Sie vielleicht zurücke,
Und ihren Schatten in dem Lauff
Mit dunckeln Worten auf,
Wie bei zerstörten Mauern
Ein unerklärtes Schauern
Den Wandrer, den die Nacht befällt,
Von seinem Weg abhält.

Wer weiß, ob nicht die Pfade
Der ewigen Gestade
Ein Abgrund, den kein Mensch erkennt,
Von unsern Thälern trennt,
Durch welchen ungeführet
Kein Fuß, der ihn berühret,
Wo jene Klufft befestigt steht,
Verbotne Wege geht.

Vergeblich; in die Gründe,
Wo ich Sie nicht mehr finde
Und jetzt von ihr verlassen bin,
Führt Sie kein Wunsch mehr hin;
Dort aber treff ich wieder
Den Vorwurff meiner Lieder,
Wann mich kein Leid mehr rühren kan,
In Todes-Thälern an.

Verlassene Gefilde,
Hier seh ich euch im Bilde,
Wo jetzt, wie mir mein Hertz verräth,
Ihr Schatten einsam geht,
Und tiefe Fantasien,
Sie würdig zu bemühen,
Der aufgeklärten Ewigkeit
In ernster Stille weiht.

Wann dort, zu meinem Glücke,
Ein günstiger Geschicke
Die dunckeln Pforten jener Welt
Mir nicht verschlossen hält,
Und, durch mein Leid gerühret,
Mich wieder zu ihr führet,
So ist der letzte Wunsch erfüllt,
Der mein Verlangen stillt.

XI.

Auf eine gewisse Melodie.

Stille Auen, gönnt mir wieder,
Bei verschwiegnen Schatten Ruh,
Höret, statt der Schäfer-Lieder,
Sanfften Elegien zu;
Laßt die Heerden
Müde werden
Und die Hirten schläffrig seyn;
Strauch und Hecken,
Die sie decken,
Nehmen meine Klagen ein.

Hier

Hier seh ich die Nacht entfliehen,
Die mein Auge offen hält;
Biß die denckle Himmel glühen,
Und der Thau auf Trifften fällt,
Die im stillen
Sich enthüllen,
Wo mein Ton die Gegend rührt,
Und die Saiten
Zu begleiten
Sich mit ihrem Laut verliert.

Wann die Stunden einst vergehen,
Deren Lauf mein Leid verkürtzt,
Wie ein Fall von steilen Höhen
Fluten in den Abgrund stürtzt,
Und die Sinnen
So zerrinnen,
Wie sich ein Gewölck verstreut,
Dann empfangen
Mein Verlangen
Thäler der Zufriedenheit.

XII.

An * * *

Ich sehe dich im kühnen Flug
Nach Höhen der Erkänntniß dringen,
Wie sonst die Macht der leichten Schwingen,
Den Adler nach der Sonne trug,
Und auf den still gebahnten Wegen
Gehst du, im Zwang der Sterblichkeit,
Der möglichen Vollkommenheit
Gebundner Geister stolz entgegen.

XIII.

An * * *
Bei einer Gelegenheit.
Den 4ten May 1754.

Brich, froher Tag, mit aufgeklärtem Blicke
Die Frühlings-Nacht,
Weil dir ein Wunsch für Celimenens Glücke,
Ein reiner Wunsch, den ich für Sie dem Aufgang schicke,
Entgegen lacht.

Bring Ihr die Lust, auf stillgebahnten Wegen,
Eh du entfliehst,
So wie der Thau, mit früh geschencktem Segen,
Aus kühler Nacht, dem angebrochnen Tag entgegen,
Die Felder grüßt.

Führ Florens Hauch, auf Flügeln sanffter Weste,
Der Gegend zu;
Bring Schertze mit, trag Zephir durch die Aeste,
Spiel in der Flur, und weihe Celimenens Feste
Der Götter Ruh.

XIV.
Der Tod.

Kein ins Leben verliebter Gedancke soll dich schildern,
Der das Ziel partheiischer Wünsche verliert,
Wann die Stille der Mitternacht, in entlarvten Bildern
Ihm deine Grauen, o Tod! entgegen führt.

Schüchtern, wie des Flüchtigen Blick verlaßne Gestade,
Scheint manches Auge die Thäler anzusehn,
Wo auf dem von Millionen betretenen Pfade
Keine Spuren sind, die wieder rückwerts gehn.

Wird nicht oft der letzte Begriff im Zweiffel getrennet,
Und der Gedancke in Gräbern ausgedacht,
Wann die sterbende Brust dem Tod die Siege mißgönnet,
Die kein Weigern seiner Sichel streitig macht.

Da

Da befiehlt die Noth, auf Flügeln der Stürme
getragen,
Wo kein Boden ausgeworffne Ancker hält,
Den bedencklichen Schritt in eine Barcke zu wagen,
Die kein Leben für dem Schiffbruch sicher stellt.

Dem gestrandeten Schiffer gleich, an Klippen
gewecket,
Von welchen er sein Verhängnis übersieht,
Wann der erstiegne Felß ihm jene Insuln entdecket,
Deren Lage kein Magnet dem Aug verrieth.

Letzte der Stunden, die ich einst bereitet erfülle,
Die kein Empfinden gelaßner schlagen hört,
Oeffne meinem Wunsch die Thäler der ewigen Stille,
Wo nichts die Ruhe zufriedner Geister stört.

XV.
Ode
bei einer Gelegenheit.

Seht einen heitern Tag, der still gerührte Saiten
Für unentweih'te Töne stimmt,
Die auf der Weste leichten Schwingen
Oft einsam zu den Ufern dringen,
Wo eine Kluft den Laut vernimmt,
Sich froh zu euerm Fest bereiten.

Kein Tadel trifft die Lust, mit euerm Glück vereinet,
Das einem Wunsch entgegen lacht,
Der nicht von ohngefehr gelencket,
Sich sanft in eure Brust gesencket,
Und auch die Bande heilig macht,
Zu welchen ihr geboren scheinet.

Ein Winck, der eure Ruh mit seinem Zweck verbindet,
Verspricht durch einen höhern Trieb
In euch die reine Glut zu nähren,
Wie auf Vestalischen Altären
Ein ewig Feuer brennen blieb,
Von heil'gen Händen angezündet,

Den Scenen ungewiß, die uns geheimer Weise
Die dunckle Zukunft vorbehält,
Soll eure Tritte zu begleiten,
Sie ferner diese Führung leiten,
Daß euch, wann einst der Vorhang fällt,
Der Nachwelt Beifall glücklich preise.

Wie dort Minervens Schild Ulysses Sohn gedecket,
Der sich auf ihren Schutz verließ,
So solt ihr euch im Unfall stehen,
Und mit dem Mut gerüstet sehen,
Den ehmals **Antigon** bewies,
Da ihn die laute Bottschafft wecket. *

Dem

* Ælian. L. III, C, V.

Dem leichten Schlummer gleich, den unter seinen Schatten
Ein stoltzer Ast dem Wandrer gönnt,
Seht endlich eine Zeit verfließen,
Die Weise ohne Reu beschließen,
Wann sie ihr flüchtig Seyn erkannt,
Und rein're Wünsche vor sich hatten.

XVI.
Die Klagen der Circe
Bei der Flucht des Ulysses aus der Insul Aeaea.
Aus dem Französischen übersetzt.

Wie offt gestundst du mir: ich lebe nur für dich;
Grausamer, du versprachsts, und jetzt verläß'st du mich!
Sieht Circe sich getäuscht, zwingt sie, für ihre Treue,
Ein Unempfindlicher, der sie gerührt, zur Reue,
Daß sie dem Schwur getraut, den der Verräther bricht?
Sie klagt, Ulyß entflieht, Neptun erhört mich nicht;
Nie hätt ich ihn gesehn, und nie gewust zu lieben,
Wann Sturm und Fluten nicht sein Schiff hieher getrieben.

Dir,

Dir, stoltzes Licht der Welt, das Zeiten ihren Lauf
Und mir das Leben gab, trag ich die Rache auf,
Du siehst der **Circe** Schmach, und ihre Thränen fließen;
O! laß dem schnellen Roß die leichten Zügel schießen,
Verschone, eh' mein Hertz noch für Verzweiflung bricht,
Um einen Schuldigen den Kreiß der Erde nicht,
Laß keine Sterbliche für deinem Bild bestehen,
Und alles, mit **Ulyß**, in Flammen untergehen.

Du, den **Saturn** gezeugt, den **Amalthee** genährt,
Aus dessen Hand ein Stral furchtbarer Blitze fährt;
Der frechen **Titanen** erhabner Ueberwinder,
Dein Adler säume nicht, dein Donner geh geschwinder,
Und führe, rührt dich noch ein Wunsch für meine Ruh,
Wie ehmals **Typhaon**, **Ulyß** dem Abgrund zu;
Daß er wie **Danae**, verstossen von der Erde,
Im **Ocean** ein Spiel der **Nereiden** werde,
Daß **Circe** sich gerächt, und nie **Penelope**
Des stoltzen **Ilions** Verderber wieder seh,
Laß ihn, wie **Aeols** Sohn, an jenen Ufern klagen,
Und seinen Schatten noch die Schuld des Meineids tragen.

Sie schweigt, allein ihr Gram, den nichts mehr unterbricht,
Erstickt die Zärtlichste von ihren Klagen nicht;
Ein Wunsch in ihrer Brust drückt jetzt den andern nieder,
Erst flucht sie dem Ulyß, nun rufft ihn Circe wieder,
Erbittend fordert sie von Göttern und Geschick:
Verschont Laertens Sohn; Geliebter, komm zurück:
Die Ufer trauren noch, wo ich dich aufgenommen;
Warum verläß'st du mich? O wärst du nie gekommen!
Du nimst dem Thal die Lust, und mir die Ruhe mit;
Des schwärtzsten Undancks Lohn verfolge deinen Schritt.
Hab ich ein falsches Hertz, vom Zufall hergeführet,
Das keinen Schwur bereut und kein Verbrechen rühret,
Betrogen durch den Schein, den die Verstellung giebt,
Verräthrischer Ulyß, in dir umsonst geliebt!
Sucht Amor Sterbliche nicht kühner zu besiegen,
Und nur in meiner Qual ein sträfliches Vergnügen,
Soll diß vielleicht der Lohn für meine Flammen seyn,
So räume Thracien ihm seine Tempel ein,
So rauche sein Altar zu Paphos und Cythere,
Daß ihn die gantze Welt, nur Circe nicht, verehre.

XVII.

Uebersetzung einer Stelle aus dem Gresset.

Nein; Blöde reu't ihr Schluß, mich aber reu't er nicht?
Wer tadelt einen Sclav, der seine Fesseln bricht.
Kein Vorwurf ist geschickt, die Wahl zu widerlegen,
Und sieht mein ew'ger Geist der langen Nacht entgegen,
So wirckt ihr Anblick nicht, daß er den Mut vergißt;
Ein Freund, der mich geliebt, und dort mein Richter ist,
Wird mir, wann andere mein Glück in Zweifel stellen,
Vielleicht in jener Welt ein besser Urtheil fällen.

XVIII.

Die Zukunfft.

Verschwieg'ner Auffenthalt, den Nacht und
Einsamkeit,
In sich'rer Thäler Schoos zu reinen Liedern weih't,
Wo an der Quellen Rand, im stillen aufgeführet,
Der Laute sanffter Klang entleg'ne Ufer rühret,
Wann Traum und Fantasie die Welt im Schlum-
mer wiegt,
So mercke auf den Ton, der sich zu Saiten fügt,
Die einem Gegenstand der Ehrfurcht Opffer bringen,
Den Harmonien nicht, wie er verdient, besingen.
Unsträfflich, wie ein Sclav, der sich Palläste denckt,
Die sein versöhnter Fürst ihm mit der Freyheit
schenckt,
Darf ein gebundner Geist, in Feßeln, die ihn drü-
cken,
Erniedrigt, einen Blick nach höhern Sphären schicken,

Wie oft ein kühner Wunsch, der Welten zinßbar macht,
In kriegerischer Brust bei Nacht und Schlaff erwacht,
Und seinen Held, den der Triumph im Traum gerühret,
Durch Strudel und Gefahr zum Sitz der Siege führet,
Die mit der Fantasie den Ueberwinder fliehn,
So wagt sich ein Begriff zum Sitz der Sphären hin,
Wo durch ein zitternd Licht, am Pol der Ewigkeiten,
Der erste Morgenstern die ersten Dunckelheiten
Wie leichte Düffte trennt, und keine Oberwelt
Ihr stoltzes Dach dem Ziel der Schöpfung näher stellt,
Wo Schatten einer Nacht, die Licht und Aufgang schrecken,
Geharnischt für dem Tag ihr schwartzes Reich bedecken.
Wie, wann ein Wanderer, dem Spur und Straße fehlt,
Bei Nacht ein irrend Licht zu seinem Führer wählt,
Auf ungewisser Bahn verrätherisch geleitet,
Dort, wo sein müder Fuß in Labyrinthen gleitet,
Die er zu spat entdeckt, wann er hinein geräth,
Erst Unmutsvoll begreifft, daß er vergeblich geht,

Und den verfolgten Schein, der für ihm her entweichet,
So wenig, als den Wunsch, zu seiner Ruh erreichet;
So sucht er jenes Ziel, so kehrt der müde Blick
Zuletzt in das von ihm verlaß'ne Thal zurück,
Wann er, wo keine Bahn durch heil'ge Nächte gehet,
Sich selbst verliert und für der Allmacht stille stehet,
Die den Versuch erlaubt und wieder unterbricht;
Hier ist vielleicht ein Ziel, und das entweiht er nicht,
Wann, wo der erste Tag entfernter Sphären grauet,
Die Hand des Ewigen, der über Sternen bauet,
Biß zu der Dämmerung, die auf den Abgrund fält,
Ein dunckeles Gestad um eine Schöpffung stellt,
Wo tausend Welten sich um sich're Achsen drehen,
Wie Insuln, die im Schutz geschloss'ner Felßen stehen,
In keinem Sturm, der den verschlag'nen Schiffer weckt,
Zum Nachtheil ihrer Ruh erstiegen und entdeckt;
Dort aber, wo ein Raum, zu keinem Ziel geleitet,
Der im Unendlichen sich grentzenlos verbreitet,

Und mit der Ewigkeit im stillen Bunde steht,
Dem zitternden Begriff ein off'nes Feld verräth,
Wo tausend andere, vielleicht in höhern Zonen,
Verschwiegen aufgeführt, dem unverdunckelt wohnen
Der, wo sich über ihm kein neuer Wirbel dreht,
Wo sein erhab'ner Stul auf ew'gen Pfeilern steht,
Zu dessen Stufen sich, von eig'ner Krafft getragen,
Die reinsten Geister nur im heil'gen Schauer wagen,
Mit Blicken, denen kein erschaff'ner Staub entflieht,
Die Mäler seiner Macht unsterblich übersieht,
Sich in den kleinsten kennt, in grössern nicht verfehlet,
Den Sand der Meere, so wie ihre Strudel zehlet,
Und sich allein genug, durch keine äuß're Pracht,
Die niedrig für ihm liegt, erhöht und groß gemacht,
Von Gütern, die er giebt, zu keinem Wunsch gelencket,
Den Lauff der Seligkeit, die niemand überdencket,
Die keinen Wechsel kennt, und keine Zeit verliert,
In jenem Heiligthum, das ihn verbirgt, vollführt;

Dort,

Dort, wo ein solcher Raum, der frei're Blicke
schrecket,
Allein die Grösse des, der ihn beherrscht, entdecket,
Und, wie ein Schauplatz, den so vieler Fackeln
Pracht
Gereitzten Augen nur von weitem sichtbar macht,
Auf ein entferntes Thal sein helles Licht verbreitet,
Sind Sinnen und Begriff, von jenem abgeleitet,
In forschender Begier allein um den bemüht
Der das erschaff'ne All im gantzen übersieht,
Und suchen nur in ihm, nach unverworfnen Schlüs-
sen,
Was Sterbliche nicht sehn, und doch bewundern
müssen.

Du, dessen starcker Arm einst im Saphirnen
Feld
Ein flammend Sonnen-Heer in Sternen aufgestellt,
Und Welten ohne Zahl, die der Begriff verlieret,
Durch Kreise deiner Macht unsterblich aufgeführet;

Für dem die Nacht, die dein Gebot entfliehen hieß,
Bedroht entwich, und den beherrschten Raum verließ,
Wo ein gedrängtes Heer von aufgethürmten Schatten,
Die jene Gegenden zur sichern Wohnung hatten,
Im danckeln Labyrinth, der ihren Schoos erfüllt,
Den unverrathnen Keim der Wesen eingehüllt,
Die deine Allmacht aus der Grentzenlosen Tiefe
Im schaffenden Entschluß zur Wircklichkeit beriefe;
Wo in der Finsternüß kein angebrochner Tag
Für dem verschloss'nen Thor des fremden Aufgangs lag,
Der keinen Morgenstern durch wilde Schatten führte,
Im danckeln, wo die Nacht kein früher Stral berührte,
Und keine Himmel sich zu schimmern aufgethan,
Da bließ dein ew'ger Hauch die stoltzen Fackeln an,
Da führte deine Hand auf nie gebahnten Wegen
Dem schweigenden Bezirck den ersten Tag entgegen,

Wie ein Befehl, für dem sich einst die Welt verliert,
Cometen in den Kreiß besorgter Sphären führt,
Und stille Gegenden, die noch kein Aufgang wecket,
Im Schoos der Mitternacht durch fremde Sterne schrecket.
Anbetenswürdigster, der ewig unerreicht,
Erschaff'nen Wesen nie, allein sich selber gleicht,
Und Stimmen seines Ruhms, den keine Zeit vermehret,
In unentweih'ter Höh gleichgültig schallen höret;
Die Siegel hast du einst im Abgrund losgemacht,
Ein Winck der Ewigkeit rief Himmel aus der Nacht
Planeten aus dem Staub und Welten aus der Tiefe,
Wo jede, eh' sie war, für dir gebildet schliefe,
In jener Pracht, in der sie endlich aufgeführt,
Von dem erschaff'nen All die stoltzen Reihen ziert,
Nach Planen, die allein für dir gezeichnet stehen,
Zum Preiß des Ewigen bereit hervor zugehen.

Er

Erhab'ner, als das Ziel, zu dem ein stoltzer Flug
Der Welten äusserste am Rand der Schöpfung trug,
Sahst du einst den Entwurf unausgeführter Erden,
Verehrungswürdigster! erfüllt und wircklich werden.
Wie, wann ein reiner Hauch fruchtbarer Frühlings-Lufft
Bei Thau und Sonnenschein die Blumen wieder ruft,
Der Blüten früher Keim sich erst verschlossen zeiget,
Bald, wann er unvermerckt in Knospen aufwerts steiget,
Zu seiner Bildung reifft, und dann in offner Pracht,
Von Nebeln unverhüllt, dem Tag entgegen lacht,
Der die entschlaff'ne Welt, sie zu bewundern, wecket,
So fiengen sie, nicht mehr von öder Nacht bedecket,
Die sie für ihrem Licht, getrennt entfliehen sahn,
Vielleicht zum erstenmahl sich zu entwickeln an,
Vielleicht sind sie alsdann aus prächtigen Ruinen
Zerstörter anderen in neuem Glantz erschienen.

Un-

Unfähig für sich selbst, allein durch höh're Macht
Die alles stützt und hält, in ihren Schwung gebracht,
Hast du sie, Ewiger! auf stillgebahnten Wegen,
Der stoltzen Höhe zu und ihrem Sitz entgegen
Mit unverkürtzter Hand gehoben und bewegt,
So wie ein Wirbelwind gesunckne Wolcken trägt,
Und Wetter, deren Stral erhab'ne Cedern rühret,
Auf starcken Flügeln aus bedrohten Thälern führet.
Dem grosen Zweck gemäs, der nichts als Huld verräth,
Ließ'st du in einer Welt, die deiner Majestät
Erhabner Zeuge ist, unüberzehlte Wesen,
Die deine Güte sich zum Vorwurf auserlesen,
Gerufen aus dem Staub, beseelt ins Leben gehn,
Und ein Geschlecht, das dir, wo deine Tempel stehn,
Altar und Opfer weiht, auf den verlass'nen Erden,
Zugleich in denckenden Geschöpfen wircklich werden.

Wo nie ein Wiederspruch das Reich der Nacht entzweit,
Im stillen hörten sie den Ruf der Ewigkeit,
Und sahen, kaum beseelt, auf nie betretnen Wegen
Die Himmel über sich und ihrem Tag entgegen.
Wie, wann bei Mitternacht ein weckendes Gericht
Den Traum der Schlaffenden zu plötzlich unterbricht,
Eh sich der Mensch begreifft, und stille Fantasien,
Dem Schlummer gleich, für den erwachten Sinnen fliehen,
Sein übereilter Blick auf einen Vorwurf fällt,
Den er für Augen sieht und kaum für wircklich hält.
Die Sinnen reichen nicht, um in entlehnten Bildern
Das, was sie rühren kan, auf einer Welt zu schildern,
Die im Entwurff der das erschaffne All enthüllt
Vielleicht den kleinsten Raum von einem Punct erfüllt,
Den zu verdunckeln sich der andern Zahl vereinet,
Wie, wann ein blasser Stern an trüben Himmeln scheinet,

Der in verlaßner Nacht die Blicke an sich zieht,
Biß sich der Sturm gelegt und ein Gewölck entflieht,
Aus dem das Firmament, mit andern ausgezieret,
In einem Glantz erscheint, für dem er sich verlieret.

Grund aller Möglichkeit, den jeder Staub verräth,
Den das erschaffne All in höh'rer Majestät
Aus seiner Pracht beweißt, den keine Zeit entstehen,
Kein Anfang werden sah, der ohne Untergehen,
Und heilig im Entschluß, den niemand hintertreibt,
Sich selbsten ewig gleich, begriffen dunckel bleibt,
Hast du im Raum, so weit das Licht der Schöpfung grauet,
Dem Untergang zum Trutz die Welten aufgebauet,
Und sollen sie dem Tod unendlich zinßbar seyn?
Gräbt die Verwesung dort ihr Bild in Marmor ein,
Muß hier Metall und Ertz zum Raub der Zeiten dienen;
Damit sie sich, gestützt von Moder und Ruinen,

Im

Im Schild der Sterblichkeit um ew'ge Achsen drehn,
Dir in der Dauer gleich und doch zerstörbar sehn!
Nein, Welten können nicht, wie Geister ewig dauern,
Der Tod, der, wie ein Held auf kühn erstiegnen Mauern,
Der seiner Siege froh bei Fall und Wunden lacht,
In Gräbern den Entwurff zu seinem Grab gemacht,
Wird endlich, seine Wut mit einmahl aufzugeben,
Sie ohne Wiederstand aus ihren Angeln heben,
Und im Triumpf zuletzt mit ihnen untergehn;
Wann ihre Pfeiler einst nicht mehr befestigt stehn,
Dann werden sie entfliehn und sich begegnend weichen,
Um das Unendliche in Thälern zu erreichen,
Wo manche Welten schon, gleich ihnen, still entrückt,
In dem verschwiegnen Schoos der Mitternacht erstickt,
Wo manche Schöpffung schläft, und die gestürzten Erden
Ein wiederholter Raub und neue Opfer werden.

Ihr Schutt, den endlich ein gesunckner Himmel trägt,
Wird, wann ihn dermaleins das letzte Wetter schlägt,
Und kein erschaffner Sturm, der neue Donner treibet,
Für den verfolgten Staub im Abgrund übrig bleibet,
Dort, wo kein Stern der zum verschlossnen Aufgang dringt,
Bei Nacht und Finsterniß den Morgen wieder bringt,
Mit tausend andern die den Raum der Schöpfung zieren,
Sich, so wie ein vom Tod erstickter Wunsch verlieren.
Die grose Kette bricht und trennt sich mit der Zeit;
Der Welten stolzen Bau stützt keine Ewigkeit;
Im ersten Nichts, aus dem sie einst herfürgestiegen,
Wird endlich ihre Pracht mit ihren Trümmern liegen.
So wie ein Strom, dem die Natur Gesetze schreibt,
Die unbesorgte Flut nach ihrem Weltmeer treibt,
Führt sie der Zeiten Flug, auf stillgebahnten Wegen
Dem Ausgang ihrer Noth in sichrer Nacht entgegen.
Der freiste Blick erreicht den Sitz der Zukunfft nicht;
Kein Seher Israels, der vom Verborgnen spricht,

Wird in das Heiligthum geheimer Vorsicht dringen,
Und einen Tag, den nicht die Zeiten wiederbringen,
Im Traum der Mitternacht prophetisch übersehn;
Gestade, die vielleicht für seinem Anbruch stehn,
Wie eine Wagenburg um Heere aufgeschlagen,
Verbieten ihn vorher den Welten anzusagen.
Wie sich von ohngefehr in stiller Mitternacht
Ein Wetter drohend thürmt, und, eh ein Aug erwacht,
Den Himmel überzieht, den sichern Schlummer störet,
Wann das gerührte Ohr die Donner sprechen höret,
Und sich das düstre Aug den Blitzen aufgethan;
Wie oft ein jäher Sturm den stillen Ocean
Gefährlich überfällt; wie, plötzlich abgekürzet,
Sich drängend eine Flut von steilen Felsen stürzet,
Und ohngehemmt, so bald sie schäumend überfließt,
Mit stürmischer Gewalt in sichre Thäler schießt;
So rauscht er durch die Nacht, gleich grausen Ungewittern,
Der große Tag für dem der Himmel Vesten zittern,

Wann einst dein Mund, o HErr! der untergehnden Welt
Das ewige Gebot aus Donnerwolcken stellt,
Und sich mit ihr im Raum erfüllter Möglichkeiten
Noch tausend andre schwer zu ihrem Sturtz bereiten.
Wie ein verschwiegner Brand, der keine Spuren zeigt,
Erst heimlich glüht biß er in Fl mme aufwerts steigt,
Und einer Nacht, die kaum den Schlummer eingesegnet,
Auf Flügeln der Gefahr von ohngefehr begegnet;
Wie sich in Wolcken, eh das Wetter niederfährt,
Ein still versammelt Heer unreifer Blitze nährt,
Die endlich, wann sie jetzt zum Ausbruch schnell erwachen,
Dem Donner eine Bahn durch denckle Himmel machen;
So stehn an Polen, die kein sterblich Aug entweiht,
Gewitter Gottes auf den grosen Winck bereit,
Die einmal, wann sie sich gedrohten Sphären zeigen,
Aus vorgebirgter Nacht in schwerer Rüstung steigen,
In der sie, wie ein Heer, das sichre Städte schreckt,
In dem vom Wirbelwind getragnen Staub entdeckt,

Der untergehnden Welt, die ihre Donner schlagen,
Den Tag der Ewigkeit dem Sturm entgegen tragen.
Vielleicht schon heute reif zu diesem Ziel geführt,
Sind ihre Bürger noch von keiner Furcht gerührt,
Und bauen unbesorgt auf künfftige Ruinen,
So wie ein sichrer Arm auf unentdeckten Minen
Mit frühem Fleiß den Grund zu vesten Mauren legt,
Die gegen Mitternacht ein Blitz zu Trümmern schlägt,
Von Vätern, die kein Recht sie auszuführen haben,
Den Enckeln zugedacht und im Entwurf begraben.
Der Marmor, dessen Schrifft, von ihren Thaten voll,
Sie für der Nachwelt einst im Tod vergöttern soll,
Kan, ohne ihrem Stoltz Bewundrer zu erwecken,
Sie, statt des Leichensteins, mit seinem Schutt bedecken;
So spricht ein Aschenkrug, Roms ew'ger Helden Grab,
Zu kühnen Streitern oft die Frucht der Siege ab,
Und fordert für den Staub, dem dort Cypressen grünen,
An statt des Ehrenmals erhabne Trauerbühnen.

Du aber, dessen Hand, die keine Zeit verkürtzt,
Dem Unerschaffnen winckt und das Erschaffne stürtzt,
Wie eines Siegers Arm, der seinen Kräfften trauet,
Palläste auf den Schutt zerstörter andern bauet,
Und Schlösser auf die Last zerbrochner Mauern stellt,
Wirst, wann die Schöpfung in ihr erstes Nichts zerfällt,
Dir Stufen deines Throns auf solche Pfeiler gründen
Die mit der Ewigkeit ein ew'ges Seyn verbinden.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfeffel, Gottlieb Konrad,

Versuch in einigen Gedichten

Franckfurt am Mayn 1758

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.g.o.204
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11433084-6
VD18 12639362-001